Nr. 651. XVII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Freitag, 21. Dezember 1888.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Bei bevorstehendem Quartalswechsel werden besonders unsere auswärtigen Abonnenten gebeten, die Abonnements-Erneuerung im eigenen Interesse thunlichst frühzeitig bei den Postämtern anmelden zu wollen, damit der regelmäßige Empfang des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Der Abonnementspreis auf das **„Berliner Tageblatt“** und **„Handels-Zeitung“** mit **Effekten-Verloosungsliste** nebst seinen werthvollen Beiblättern: **„ULK“**, illustrirtes Witzblatt, **„Deutsche Lesehalle“**, illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft“** und die **Montags-Ausgabe** mit der feuilletonistischen Beilage **„Der Zeitgeist“** beträgt nach wie vor **5 Mark 25 Pf.** pro Quartal für alle fünf Blätter zusammen. Man abonnirt bei der nächstgelegenen Postanstalt, in **Berlin** bei den Zeitungsspediteuren, den Stadtpostämtern und bei der Expedition des „Berliner Tageblatt“, Jerusalemerstraße 48/49.

Italienische Strömungen.

(Von unserem Korrespondenten.)

Rom, Ende Dezember.

Ein Gefühl der Betrübniß ist es, das in diesen Tagen den Deutschen erfaßt, wenn er die Wandlung betrachtet, die sich immer mehr, immer gewaltiger in den breiten Massen des italienischen Volkes vollzieht — eine Wandlung, die man noch vor wenigen Monaten, in jenen sonnigen Tagen des Kaiserbesuches für unmöglich, für Wahngebilde eines Phantasten gehalten hätte. Und doch, wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, kann sich dieser Wahrnehmung nicht entziehen: Italien steht uns menschlich nicht mehr so nahe, als es uns noch vor Kurzem stand; und die betrübende Erkenntniß drängt sich uns angesichts dieser leidigen Thatsache auf: Wir haben nichts gethan, um das italienische Volk, das seit dem tragischen Geschick seines nordischen Lieblings, Kaiser Friedrichs, uns so reiche Sympathien zugewandt hat, durch gleiche Bande an uns zu fesseln. Als der Besuch Kaiser Wilhelms angekündigt war, da hatte auch kein einziges Blatt, keine einzige Partei Italiens andere als Worte aufrichtiger Freude und Dankes für diesen Freundschaftsbeweis, der für Italien die Legitimirung seiner jüngsten Geschichte bedeutete; man pries die edle Entschließung des jungen Monarchen, ja man verstieg sich dazu, ihn einen andern Luther, einen andern mächtigen Alliirten des modernen Italiens gegen den „Erbfeind Vatikan“ zu nennen, und ganze Dichterschulen thaten sich auf, um das Lob der neuen Freunde zu singen, in deren blondem germanischen Typus der Italiener immer und immer wieder das Ideal seines Lohengrin erblickte. Ja, ein fortwährender Friedrich-Kultus war es, der seit den Tagen der Universitätsfeste in Bologna und jener romantischen Verbrüderungsszenen der akademischen Jugend das Land und die gebildeten Klassen ergriff, und der sich auf den Sohn des kaiserlichen Dulders übertrug, als dieser in seiner goldstrahlenden Rüstung über die Alpen gezogen kam. Aber diese Begeisterung hielt nicht lange an und sollte wohl nur eine vorübergehende Epoche im geschichtlichen Leben Italiens bilden. Die dem Volke verständlichen gegenseitigen Annäherungspunkte fehlten oder wurden von deutscher Seite nicht genügend gewürdigt, und die Befriedigung der Augen, der unwillkürliche Rausch, der dem Sinn eine Zeit lang gefangen hielt, die Freundschaftsbetheuerungen der Fürsten, der Regen von Orden und Titeln genügte nicht, um da, wo der Boden des Verständnisses fehlte, die wahre Freundschaft zu pflanzen.

War man in der italienischen Gesellschaft eine Zeit lang deutsch gewesen, hatte für deutsche Eigenthümlichkeiten bis zum schwarz-weiß-rothen Schnupftuch geschwärmt und sich Galerien mit deutschen Kaiser-, Bismarck- und Moltkebildern angelegt, so trat jetzt ein merklicher Rückschlag ein, denn jene deutschfreundliche Aufwallung, jenes sentimentale Intermezzo, jener vierzehn Tage lang ganz unmerklich mit der Bewunderung des Preußenhelms verquickte Kultus des Germanenthums sollte einer kühleren Auffassung weichen. An seine Stelle trat wieder, in einem beträchtlichen Theile der Gesellschaft wenigstens, die stillschweigende Anerkennung des französischen Gegners ein in dem, was bürgerlichen Fortschritt, politische Freiheit und Literatur betrifft. Ist man doch in Italien in der Schule des gleich romanischen Frankreichs und seiner Sprache aufgewachsen, die man nicht so rasch vergessen kann. Die Ersten, die sich offen und ehrlich für die Nothwendigkeit einer Rückkehr zu Frankreich aussprachen, waren merkwürdiger Weise die Führer der Konservativen und erdepretinischen Partei. Die Punkte, von denen sie ausgingen, waren internationaler Natur und betrafen die Stellung Italiens, das ihrer Ansicht nach in der Allianz nicht genügend zur Geltung komme, das von der Natur zur Freundin und zum Verbündeten Frankreichs bestimmt sei, und in dessen Interesse es schließlich nicht im Geringsten liege, sich „für die schönen Augen des Herrn von Bismarck“ (wie Arbib sich etwa ausdrückte) in die Schrecken eines Krieges zu setzen. Kaum hatten die Boughi und Genossen unter der Begleitung der Weltanstellungsfanatiker in die Alarmtrompete gegen die Allianz und die Politik Crispis gestoßen, kaum hatte ein famoser Deputirter in einem öffentlichen Briefe an den „Matin“ erklärt, „es sei für Frankreich nichts leichter, als 1892 Italien zu sich herüberzusehen —“, kaum hatte so auf der Rechten die Agitation begonnen, so fiel auch die äußerste Linke — jene halb republikanische, halb französische Partei, deren Prinzipien in dem Blatte Secolo und dem genialen Dichter-Deputirten Cavallotti zum Ausdruck kommen — in den Protest ein, und die Folge davon war, daß Konservative und Republikaner sich brüderlich in der Propaganda der „Friedensliga“ einigten. Was diese Friedensbewegung, die der Exminister Boughi so liebevoll protegirte, zu bedeuten hat, ging aus einem Entrefilet hervor, das wir in einer der jüngsten Nummern der Liga widmeten: „Offener Kampf gegen die reaktionäre Allianz Italiens mit Deutschland und Anbahnung des Bundes mit Frankreich.“ Das war es, was eigentlich hinter dem Wort „Friedensliga“ lauerte, und was von dem Ideal des englischen Friedensapostels Hodgson Pratt jedenfalls sehr weit entfernt war. Ja, diese sonderbaren Friedensstiftungen waren sogar dem römischen Groß-Orient, der doch, kraft des freimaurerischen Prinzips schon die höchste Toleranz und Indifferenz in politischen Dingen besitzt, zu bunt, und Großmeister Lemmi nahm in einem sehr deutlichen Schreiben gegen die Friedensbewegung, das heißt Franzosen-Propaganda, Stellung.

Wie verhält sich inzwischen die Regierung zu einer politischen Wandlung, die sie allerdings noch nicht in ihrer Existenz bedroht, die sie aber doch — denn in einem konstitutionellen Lande ist ja Alles möglich — seiner Zeit einen Einfluß auf die auswärtige Politik ausüben kann, wie es nicht im Sinne Crispis und den Prinzipien des Dreibundes liegt. Trotz all des Hagels von Anklagen und Vorwürfen, die seitens der Franzosenfreunde auf das Kabinet Crispi niederfielen, hat dieses nicht versäumt, bei jeder Gelegenheit für die Allianz und für die daraus „entspringenden Verpflichtungen“ einzutreten. Der wachsenden „Friedensbewegung“ gegenüber, die im Grunde ja nur einen immer lauteren Protest gegen die — zu Alledem noch so „kostspielige“ — Allianz mit Deutschland-Oesterreich bedeutet, hüllte sich Crispi zuerst in Schweigen, fand es aber doch endlich gerathen, im Senat die Versicherung abzugeben, daß von ihm aus niemals eine Provokation Frankreichs erfolgen solle, und daß ein Krieg mit letzterem ein großes Unglück wäre. War diese Erklärung des Ministerpräsidenten als ein Konzession an die francophile „Friedensliga“ zu betrachten?

Jedenfalls vermochten die veröhnenden Worte ihre Wirkung nicht in gewünschter Stärke auszuüben, denn wie ein Schlag aus heiterem Himmel fiel die Ausweisung Paronellis in Italien nieder und vernichtete ein gut Theil von dem, was in den Massen der denkenden Bevölkerung noch an Sympathie für Deutschland vorhanden war. „Dieser Akt der Willkür“ — rief die „Tribuna“ bei der Nachricht von der Ausweisung aus — „wird das Heer der Feinde Deutschlands vergrößern, und wenn es überhaupt noch Freunde dieser Allianz giebt, so werden es gezwungene Freunde sein!“ Und man beachte — die „Tribuna“ hat mit den radikalen Elementen so wenig zu schaffen als mit den Konservativen; sie steht sogar ministeriellen Kreisen nahe, und ihre Warnung sollte daher dort, wo man die Verfügung getroffen, wohl beachtet werden. Ueber die Ausweisung der italienischen Journalisten ist vom juristischen und politischen Standpunkte aus so viel geschrieben worden, daß wir uns hier zu konstatiren begnügen, wie der unbegreifliche Akt in der öffentlichen Meinung und in den Gefühlen der italienischen Bevölkerung geradezu eine Revolution hervorrief. Keinen ärgeren Stoß fürwahr hätten Deutschlands Feinde dem Bunde Italiens mit Deutschland — dem moralischen Bunde beider Völker — zufügen können. Hier in Italien gerade, wo Volk und öffentliche Meinung Minister und auswärtige Politik macht, war das Selbstbewußtsein und die Rechtsempfindung des Volkes mehr zu schonen. Die Folgen davon, daß man dies in Berlin übersah, werden sich freilich nicht sofort zeigen; aber sie sind — falls man den Irrthum nicht wieder gut macht — leider unausbleiblich und können, wenn es einmal zu spät ist, noch manch bittere Reue zeitigen.

---

* Sobald erst die **süddeutschen Nationalliberalen** ein gehöriges Quantum preußischer Luft eingesogen haben, kann man wirklich Wunderdinge erleben. Ehedem überschlugen sich unsere süddeutschen Brüder förmlich in Ausdrücken des verächtlichen Bedauerns über die armen, verhungerten, barbarisch-schlauen Preußen, in denen nicht das mindeste Verständniß für die eigentlich deutsche Art anzutreffen wäre. Heutzutage ist's gerade umgekehrt. Heute herrscht eine ebenso sanguinische Bewunderung für Alles, „was da kreucht und fleucht“ in Preußen, wie ehedem ein verbiedeter Haß. Das ist allemal so der Fall, wenn irgend wer päpstlicher sein will als der Papst selber. So, haargenau so ist's dem ehemaligen süddeutschen nationalliberalen und gegenwärtigen neupreußischen **Geschichtsprofessor Herrn Zorn** in Königsberg ergangen. Seitdem er sein Amt dort angetreten hat, scheint er in einem gewissen Sinn vom Eifer beweisen zu wollen, daß Kants „Kritik der reinen Vernunft“, obgleich sie in Königsberg geschrieben, doch noch nicht allen dort Lebenden vollständig in Fleisch und Blut übergegangen ist. Herr Zorn hat sich nämlich in seinem Eifer für die Sache des „erlöschenen“ Kartells so weit hinreißen lassen, daß er zwischen einem Nationalliberalen etwa von dem Gepräge Bennigsens und einem altpreußischen Reactionär von der Kleist-Retzow'schen Observanz gar keinen Unterschied mehr zu erblicken vermag. Selbst der verbitterste Gegner des hannoverschen Oberpräsidenten hätte ihm solch' einen Tort nicht anthun können, als er jüngst von einem Parteigenossen, wie der Herr Zorn doch einer ist, geschehen durfte. Er hat es jüngst ausgesprochen und drucken lassen, daß er in der „Verschmelzung“ der drei Parteien

Im täglichen Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheint ein neuer zeitgeschichtlicher Roman von

Friedr. Spielhagen:

„Ein neuer Pharao“,

ein Werk, das in einer spannungsvollen Dichtung die politische wie gesellschaftliche Entwickelung Neu-Deutschlands mit unerbittlicher Schärfe darstellt und somit auch eine reizvolle Lektüre für Männer gewährt.

Aus den Memoiren der Frau Marchesi.

Wir sind in den Stand gesetzt, aus den Memoiren der berühmten Gesangslehrerin Frau Mathilde Marchesi, welche demnächst unter dem Titel „Aus meinem Leben“ bei Felix Bagel in Düsseldorf erscheinen werden, schon jetzt einige Kapitel zu bringen. Mathilde Marchesi hat die berühmtesten Vertreter und Vertreterinnen der Gesangskunst ausgebildet, sie ist mit den hervorragendsten Namen der musikalischen Welt in Verkehr getreten und so vermag sie denn in ihren Memoiren genug des Interessanten und Neuen zu erzählen. Wir geben nachstehend einige Abschnitte des Werkes:

Der Taufakt des „Barbier von Sevilla“.

„Nach dem grauen Himmel, dem nebeligen und unholden Klima Londons kam mir Italien wie ein irdisches Paradies vor.

Ich schwelgte in Licht, Luft und Sonne! Wir blieben meiner etwas schwankenden Gesundheit halber die Wintermonate über in Florenz. Dort verkehrten wir viel mit Luigi Gordigiani, dem verstorbenen Komponisten italienischer Volkslieder, welcher Florenz damals zu seinem bleibenden Aufenthalt gewählt hatte. Die Abende, welche wir in dem Hause Rossinis, des „Cigno di Pesaro“, zubrachten, gehörten jedoch keineswegs zu den angenehmsten oder interessantesten. Es wurde nie von Musik gesprochen, geschweige denn welche gemacht. Der Ton, welcher in dem Salon der Herrin des Hauses herrschte, war steif, abgemessen und ungemüthlich, es lastete eine Art von Schwüle auf allen Anwesenden. Die launenreiche, wenig zuvorkommende Frau Rossini beschäftigte sich weniger mit ihren Gästen, als mit ihrem alle Augenblicke leidenden, auf einem eleganten Sammetkissen zu ihren Füßen liegenden Lieblingshunde.

Je wortkarger Rossini bei sich zu Hause war, desto gesprächiger in liebenswürdiger war er, wenn er uns besuchte. Er erzählte dann von seinen Reisen, seinen Erfolgen und auch unter Anderem von der ersten Aufführung seines „Barbiere di Siviglia“.

„Wenn ich“, so erzählte er, „beim Anhören meiner Opern Fehler oder Nachlässigkeiten in denselben bemerkte, so konnte ich Nachts nicht schlafen, ich überhäufte mich selbst mit Vorwürfen, ich fand weder Rast noch Ruhe. Sah ich aber, daß mein Werk ein gelungenes war, daß ich nach Kräften das Beste und Höchste angestrebt hatte und nicht im Stande gewesen wäre, besser zu thun, so ging ich, selbst nach einer Niederlage, ruhig nach Hause und schlief den Schlaf des Gerechten.

Meine Oper „Il barbiere di Siviglia“ wurde in Rom am ersten Abend von Anfang bis zu Ende unbarmherzig ausgepfiffen. Die Verehrer Paëstellos waren erbittert gegen mich, weil ich, ein noch unbekannter Musiker, es gewagt hatte, dasselbe Libretto zu benutzen, welches der damalige erste Komponist Italiens so vortrefflich in Musik gesetzt hatte. Eine zweite Partei, die Geistlichkeit, war mir feindlich gesinnt, weil ich gerade für Rom ein Libretto Beaumarchais, der Geistlicher war, gewählt hatte. Niemand ahnte jedoch, daß ich von dem Vorschuß von 100 Scudi (Thaler), welche der Theaterdirektor mir für einen Operntext bezahlt hatte, keinen Bajocco (Kreuzer) mehr besaß. Wo also einen Operntext hernehmen und nicht stehlen? In drei Wochen sollte die Theatersaison mit einer neuen Oper anfangen. Ich hatte noch keine Note geschrieben, keinen Heller in der Tasche und mein Direktor fing an, unruhig zu werden und mich zu bedrohen.

In dieser verhängnißvollen Lage fiel mein Gedanke auf den „Barbier“. Das Sujet entsprach meiner momentanen Stimmung, und ich konnte das Libretto möglicher Weise umsonst haben. Dictum factum. Ich schrieb an Paëstello und bat ihn um die Erlaubniß, sein Buch benutzen zu dürfen. Er gewährte mir dies auf die freundlichste Weise. Ich ging nun rasch ans Werk, und wie Sie es wohl wissen werden,“ so erzählte Rossini weiter, „wurde mein „Barbier“ in zwölf Tagen komponirt und geschrieben. Die Proben fingen an. Doch schon am ersten Tage wurde mir Spott und Hohn zu Theil. Nur ein Mann, ein großer Sänger, war von meiner Musik entzückt und half mir mit Wort und That die Proben und Inszenirung meiner Oper beschleunigen. Es war der berühmte Tenorist Garcia, der Vater der Malibran und Viardot, für welchen ich die Rolle des Lindoro geschrieben hatte.

Endlich kam der verhängnißvolle Abend der ersten Vorstellung.

Einen stürmischeren wie diesen habe ich nie wieder in meiner Künstlerlaufbahn erlebt.

Nicht nur das Vorurtheil der feindlich gesinnten Parteien, sondern auch eine Reihe ganz unerwarteter Zufälligkeiten trugen zu dem großen Fiasco meiner Oper bei.

Die Ouvertüre sowie der erste Chor wurden von Anfang bis zu Ende durch das Zischen und Pfeifen des Publikums übertönt. Garcia, unter sich über die Ungerechtigkeit desselben, war so aufgeregt, daß er beim Begleiten seines Ständchens auf der Guitarre mehrere Saiten zerriß. Hierüber brach ein solcher Lärm aus, daß von der Musik nichts mehr zu hören war. Der arme Bastlio, ein Anfänger, war über den großen Skandal außerdem so erschrocken, daß er bei seinem Auftreten mit einem Fuß auf seinen langen Rock trat und mit dem Gesicht auf die Bühne fiel. Beim Aufstehen blutete seine Nase heftig, und es bedurfte einiger Minuten, bis er singen konnte. Der Lärm wurde nun grenzenlos. Kaum fing jedoch das Publikum an, sich zu beruhigen, als plötzlich eine Katze auf der Bühne erschien, welche man nur nach großen Anstrengungen und vielem Zeitverlust verjagen konnte. Dies war der Gipfel des Unglücks dieses Abends!

Der Vorhang fiel, und die Oper wurde nicht weiter gespielt.

Obwohl dieselbe nun durchgefallen war, so war ich doch ruhig und gefaßt. Ich hatte die Ueberzeugung, gewissenhaft gearbeitet zu haben, und erkannte die Ungerechtigkeit des Publikums, welches in seinem